In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 116. Posen, den 22. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von **Vicente Blasco Ibanjez.**

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.)

22. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die draußen Harrenden rauchten eine Zigarre nach der anderen, gingen bisweilen auch nach der nächsten Taverne, um sich die Zeit nicht lang werden zu lassen.

Als der Zug endlich die Kirche verließ, regnete es Münzen unter den sich balgenden Armen. Keiner kam zu kurz; der Maestro Gallardo zeigte sich splendid.

Senjora Angustias weinte, den Kopf auf die Schultern einer Freundin gelehnt. Lächelnd und stattlich stand der Espada unter der Tür, am Arm seine vor Erregung zitternde Frau, an deren Wimpern eine Träne glänzte.

Carmen glaubte, ihm eben zum zweitenmal angetraut worden zu sein.

VII.

Beim Nahen der Karwoche bereitete Gallardo seiner Mutter eine große Freude.

In den letzten Jahren hatte er stets die Prozession der Pfarrei von San Lorenzo mitgemacht und in einer schwarzen Kutte mit hoher Kapuze Unsern Herrn Jesus der großen Macht begleitet.

Diese Brüderschaft bestand nur aus Senjores, Grund genug für den Torero, aus den volkstümlichen Brüderschaften, deren Andacht mit Trunkenheit und Tumult Hand in Hand ging, auszutreten, um sich, sobald seine Einnahmen ihm einen Anspruch darauf gaben, in diese vornehme Gesellschaft aufnehmen zu lassen.

Gallardo sprach mit Stolz von dem Ernst dieser religiösen Vereinigung, bei der sich alles pünktlich und diszipliniert abwickelte, wie beim Militär. Kaum verhallte in der Nacht vom Gründonnerstag um zwei Uhr morgens der letzte Glockenschlag, so öffneten sich die Türen von San Lorenzo, und vor den Augen der sich auf dem dunklen Platz drängenden Menge erschien in der strahlend erleuchteten Kirche die in Reih und Glied aufgestellte Brüderschaft.

Langsam schritten die schwarzen Kapuzenträger, stumm und düster, ohne anderes Leben als das Blitzen der Augen hinter der dunklen Maske, zu zweien vorwärts, mit breitem Abstand zwischen Paar und Paar; in der Hand trugen sie flackernde Kerzen, und ihre langen Schleppen schleiften über den Boden.

Mit seiner Empfänglichkeit für äußere Eindrücke betrachtete das Volk erregt diese geheimnisvollen Kutten, — Nazarener nannte es sie —, unter denen vielleicht große Herren steckten, die aus traditioneller Frömmigkeit an dem nächtlichen Zug teilnahmen, der sich erst bei Sonnenaufgang zerstreute.

Eine Brüderschaft des Schweigens! Die Nazarener durften nicht sprechen und wurden von Polizisten eskortiert, um vor Belästigungen sicher zu sein, denn es wimmelte von Betrunkenen, die vom Mittwoch der Karwoche an zur Erinnerung an die Passion des Herrn ihre Pietät von Taverne zu Taverne trugen und ihre Stationen erst am Sonnabend beendigten, nachdem sie in all den engen Straßen — für sie ebensoviele Leidenswege — unzählige Male zu Fall gekommen waren.

Diesen Gottlosen, denen der Wein alle Bedenken nahm, gefiel es, sich neben einzelnen Mitgliedern der Brüderschaft aufzustellen, um ihnen sehr häßliche Worte über ihre weiblichen Familienangehörigen in das Ohr zu raunen. Der Nazarener schwieg, denn Sprechen bedeutet Sünde, und schluckte ergeben die Beleidigungen herunter — ein Opfer, das er dem Herrn der großen Macht brachte. Doch die Schmeißfliege, angefeuert durch diese Sanftmut, verdoppelte ihr boshaftes Summen, bis die fromme Maske sich sagte, daß ihr wohl das Wort, nicht aber die Tat verboten war, und mit der gewichtigen Kerze ausholte, um dem Liederjahn, der die Andacht störte, ein paar kräftige Hiebe zu versetzen.

Mußten sich die Träger der aus getriebenem Metall gearbeiteten Platte, auf der die Statue stand, während der Prozession ausruhen, so genügte ein leises Zischen, um den Zug zum Halten zu bringen. Die beiden Reihen der Kuttenträger machten Front nach innen, stützten die enorme Kerze auf den Fuß und schauten durch den Schlitz ihrer Maske mit mysteriösen Augen auf die Menge — scheußliche Fratzen, deren Schleppen nach Weihrauch und Scheiterhaufen zu riechen schienen. Die langen, kupfernen Trompeten dröhnten klagend durch die Nacht, und über den Kapuzen wehten leise die kleinen rechteckigen Banner der Brüderschaft aus schwarzem, goldbefranstem Samt, auf dem zur Erinnerung an die Intervention des Statthalters von Judäa beim Tode des Gerechten die römische Inschrift S. P. Q. R. eingestickt war.

In den vier Ecken der schweren Platte, von der ringsum dicke Drapierungen auf den Boden fielen, um die Träger — zwanzig schweißtriefende, halbnackte Burschen — zu verbergen, erhoben sich goldene Engel mit brennenden Laternen, in ihrer Mitte, gebeugt unter der Last des Kreuzes, ein blutüberströmter, dornengekrönter Jesus in goldgestickter Tunika.

Sein Erscheinen löste einen Seufzer aus Hunderten von Herzen.

„Vater Jesus!" murmelten die alten Frauen, ihre Augen wie hypnotisiert auf sein Bild gerichtet. „Herr der großen Macht, vergiß uns nicht!"

In der Mitte des Platzes machte die Statue Halt, und die Frömmigkeit des andalusischen Volkes, das alle Gemütsbewegungen dem Gesang anvertraut, begrüßte sie mit Trillern und langgedehnten Klagelauten.

Eine süße, zitternde Kinderstimme brach das andächtige Schweigen zuerst. Ein Mädchen hatte sich bis in die erste Reihe gedrängt und richtete an Jesus eine Saeta — drei Strophen, die das Lob des Herrn der großen Macht, der göttlichen Skulptur und ihres Schöpfers, des Bildhauers Montánes, aus der goldenen Zeit der spanischen Kunst, verkündeten.

Diese Saeta ähnelte dem ersten Schuß in einem Gefecht, der ein ununterbrochenes Feuer entfesselt. Noch war sie nicht beendet, da hub eine andere an, noch eine, noch eine, und der Platz glich einem Riesenbauer voll Vögel, die, durch den ersten Triller geweckt, alle zu gleicher Zeit in wilder Unordnung zu singen beginnen. In die rauhen, tiefen Töne der Männer mischte sich das

bezwischen der Frauen, und jeder erhob, die Augen starr zur Statue gewandt, seine Stimme, als stände er ihr ganz allein gegenüber. Taub für die Lieder der anderen, mühte er sich, die komplizierten Läufe seiner eigenen Saeta vorzutragen, ohne sich durch die lärmende Dissonanz beirren zu lassen. Derweilen lauschte die Brüderschaft unbeweglich, bis die silberne Glocke ihres Führers das Zeichen zum Weitermarsch gab.

Dann kam die Madonna Unsere Herrin vom größten Schmerz, denn jede Pfarrei stellte zwei Statuen, den Sohn Gottes und die Jungfrau Maria. Unter dem samtenen Thronhimmel flimmerte ihre von Lichtern umgebene goldene Krone. Viele Meter weit floß die Schleppe des Mantels hinten nach, gestützt durch eine Art Krinoline, um die funkelnde Pracht ihrer kostbaren, schweren Stickereien, an denen sich die Geduld und Geschicklichkeit einer ganzen Generation erschöpft hatten, besser erkennen zu lassen.

Die knisternden Wachskerzen ihrer Eskorte warfen zitternde Reflexe auf diesen königlichen Mantel, der Flammen auszustrahlen schien. Hinterher marschierte im Takt der Trommeln eine Schar Frauen, den Körper im Schatten, das Gesicht rot beleuchtet vom Schein ihrer Talglichter: alte Weiber mit Mantilla und nackten Füßen; junge Mädchen in dem weißen Gewand, das ihnen einst als Sterbekleid dienen sollte; Frauen, die mühsam ihre von geheimen, schmerzhaften Uebeln geschwollenen Leiber vor sich her schoben — ein ganzes Heer siecher, durch die Güte des Herrn der großen Macht und seiner Heiligsten Mutter dem Tode entronnener Menschheit.

Auf dieser Wanderung durch die Straßen der Stadt betrat die fromme Brüderschaft auch die Kathedrale, die ihre Türen die ganze Nacht geöffnet hielt. Langsam ergoß sich der lichterfunkelnde Zug in die gigantischen Schiffe des Doms, dessen Größe ungeheuerlich anmutete, und ließ aus dem Dunkel die riesigen, mit karmesinrotem Samt bekleideten Säulen hervortreten, ohne indes die dichte Finsternis der Gewölbe zerreißen zu können.

Gleich stachligen, schwarzen Insekten bewegten sich die Kapuzenträger am Boden, über ihnen die geballte Nacht. Von neuem kehrte die Prozession unter das Licht der Sterne zurück, bis die Sonne sie inmitten auf der Straße überraschte und den Schimmer der Kerzen zum Verlöschen brachte.

Gallardo war ein begeisterter Verehrer des Herrn der großen Macht, wie auch des majestätischen Schweigens seiner Brüderschaft. Bei den anderen wurde man durch das liederliche Treiben der Brüder zum Lachen gereizt, aber hier? . . . eine durchaus ernsthafte Sache. Und nur vornehme Leute!

Trotzdem entschloß er sich, in diesem Jahr mit der Brüderschaft der Macarena zu ziehen, um die wundertätige Jungfrau der Hoffnung zu geleiten.

„Recht so, Juaniyo!" stimmte Senjora Angustias hocherfreut zu. „Jeder mit seinesgleichen. Ganz schön, daß du mit den vornehmen Herren verkehrst, aber vergiß nicht, daß die einfachen Leute, die dich immer gern gehabt haben, schon anfingen, gegen dich zu tuscheln, weil sie glaubten, sie wären dir nicht mehr gut genug."

Das wußte der Torero zur Genüge. Das ungestüme, lärmende Volk auf der Sonnenseite der Plaza hatte ihm seine Animosität klar zu erkennen gegeben! Und mit skrupelloser, knechtischer Unterwürfigkeit gegenüber der Meinung der Masse, lud er die einflußreichsten Brüder der Macarena zu sich ein, um sie von seinem Vorhaben zu unterrichten. Er bat sie jedoch, über seinen Entschluß nichts verlauten zu lassen.

„Was ich tue, tue ich als frommer Christ, nicht aber, um Staat damit zu machen."

Doch schon nach wenigen Tagen sprach das ganze Stadtviertel von nichts anderem.

„Die Senjora Angustias will wenigstens hundert Duros für Blumenschmuck ausgeben, und Juaniyo wird der Jungfrau all seine Juwelen anhängen. Ein Vermögen!"

So war es auch. Gallardo sammelte seine und seiner Frau Brillanten, die Macarena zu schmücken. An den Ohren sollte die Madonna Carmens Ohrgehänge tragen — in Madrid für den Ertrag mehrerer Corridas erstanden — und auf der Brust die goldene Doppelkette des Toreros mit all seinen aufgereihten Ringen, dazu die beiden riesigen Brillantknöpfe.

„Wunderbar wird unsere braune Jungfrau aussehen," sagte freudestrahlend die ganze Nachbarschaft. „Senjor Juan bezahlt alle Kosten. Paßt mal auf, halb Sevilla wird vor Neid platzen."

Fragte man den Espada, so lächelte er bescheiden. War die Macarena nicht die Madonna seines Stadtviertels? . . . Und hatte sein Vater es auch nur einmal sich nehmen lassen, ihre Prozession als „Bewaffneter" mitzumachen? Eine Ehre, die der Familie zukam! Und am liebsten würde er selbst mit Helm und Lanze als römischer Legionär ausziehen, wie so viele Gallardos vor ihm . . .

Seine Popularität als guter Christ schmeichelte ihm, doch gleichzeitig dachte er mit Unbehagen an die Spöttereien seiner Freunde in den Cafés und Klubs der Calle de las Sierpes.

„Sie werden mich gehörig hänseln, wenn sie mich in der Prozession erkennen! Aber was tun? . . . Ich muß mich mit jedermann gut stellen!"

Der Espada kleidete sich mit der gleichen peniblen Umständlichkeit an, wie zum Stiergefecht: seidene Strümpfe, Lackschuhe; dann das von seiner Mutter genähte weiße Atlaskleid und darüber die hohe, spitze Kapuze aus grünem Samt, die wie ein Chorrock bis zum Knie herabfiel und auf der linken Brustseite das Wappen der Brüderschaft trug. Weiße Handschuhe und das Zeichen der Würdenträger, ein langer, samtumwickelter Stab mit gebogener, silberner Krücke, vervollständigten den Anzug.

Es hatte längst Mitternacht geschlagen, als Gallardo den Weg nach San Gil einschlug. Ehe er die Kirche erreichte, traf er schon auf die „Kompagnie der Juden", grimme Schwerbewaffnete, die ungeduldig, ihren kriegerischen Geist zu zeigen, bei Trommelschlag auf der Stelle marschierten: junge und alte Leute, das Gesicht von den Schuppenketten der Helme eingerahmt, in kurzem, weinrotem Rock, an den Beinen fleischfarbene, baumwollene Trikots und hohe Sandalen. Am Gürtel hing das römische Schwert und über einer Schulter, wie ein Gewehrriemen, die Schnur zum Tragen der Lanze.

Eine martialische Persönlichkeit reckte sich, den blanken Degen in der Faust, vor der Front der Legionäre.

„Donnerwetter!" sagte Gallardo hinter seiner Maske, „auf mich wird kein Mensch achten. Dieser Kerl sticht alle anderen aus!"

Der imposante Centurio war der „Hauptmann" Chivo, ein Zigeuner, der, treu der militärischen Disziplin, vor zwei Tagen Paris verlassen hatte, um sich an die Spitze seiner Cohorte zu stellen.

Ein Verstoß gegen diese Pflicht hieß für ihn auf den Hauptmannstitel zu verzichten, der auf den Plakaten aller Pariser Tingeltangel prunkte, in denen der Chivo und seine Töchter tanzten, diese graziösen Eidechsen mit großen schwarzen Augen und überschlanken Gliedern, deren diabolische Gelenkigkeit den Männern den Kopf verdrehte. Die älteste machte ihr Glück, indem sie mit einem russischen Fürsten durchging, was die Pariser Zeitungen veranlaßte, tagelang von der Verzweiflung des „tapferen, spanischen Offiziers" zu sprechen, der seine Ehre blutig rächen wollte, während man gleichzeitig in einem Boulevardtheater eine Operette mit dem Raub der Zigeunerin, Stierkämpfertänzen, Mönchschören und all den anderen obligaten Zutaten von echt spanischem Lokalkolorit inszenierte. Der Chivo einigte sich schließlich mit seinem Schwiegersohn zur Linken auf barer Grundlage und tanzte weiter in der Erwartung eines anderen Russen.

(Fortsetzung folgt.)

Anita.

Von Otto Windeck.

Dort oben auf dem Berge, dort treffen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne — inmitten hoher düsterer Tannen — ein kleines freundliches Schlößchen. Das rote Dach leuchtet weithin und in den hohen Fenstern spiegelt sich das Tageslicht. Blutrose Rosen blühen auf der Terrasse im Schatten breitblättriger Palmenstauden.

Ein jeder, den der Zufall dort hinaufführte und dessen Blick auf dieses Fleckchen Erde fällt, ist entzückt und ungewollt schleicht sich dem Schauenden Neid ins Herz. Neid mit den Glücklichen, die da wohnen müssen. —

Und sollte der Wanderer Gelegenheit haben, die Geschichte des kleinen Schlößchens zu hören, so würde der Neid sich wahrscheinlich rasch in Mitleid und Trauer verwandeln.

Graf Alexei Alexandrowitsch war im Alter von fünfundzwanzig Jahren, am Anfang einer hoffnungsvollen Karriere, von einem scheu gewordenen Pferde gestürzt. Nach jahrelangem Krankenlager und kostspieligen Reisen nach dem Süden, von Bad zu Bad, war er endlich gesundet — aber ein armer Krüppel für sein Leben. Dort oben in dem einsamen Schloß lebte der Alternde seinen Erinnerungen, fern von der Welt, der er gram geworden war, fern von dem pulsenden Leben der Großstädte, ohne das er früher nicht zu leben vermochte.

So mancher, der an der schweren, eichenen Tür anklopfte, hatte Einlaß gefunden, und mit Speise und Trank reichlich versehen, verließ er wieder das gastliche Haus — Graf Alexei Alexandrowitsch hatte keiner gesehen.

Man weiß nicht, was der Einsame die vielen Jahre über dort oben trieb. Der einzige, der darum wußte, war Boris, der alte Diener . . . Doch dieser schien in den langen Jahren das Sprechen verlernt zu haben, denn kaum mehr als einen derben Fluch oder die wenigen Worte, die er beim Einkauf der Lebensmittel im Tale brauchte, hatte je ein Mensch von ihm gehört.

Bis eines Tages der peitschenknallartige Schuß einer Pistole die Grabesstille um das verlassene Schlößchen durchgellte, und bald danach Boris — ein junges Menschenkind auf den kräftigen Armen — ins Zimmer seines Herrn trat. Große dunkle Blutstropfen netzten den weichen Teppich.

Und Wochen vergingen, bis Graf Alexei mit dem Genesenden in der Sonne der Terrasse sitzen konnte. Und Eugen Berger, den Spielerunglück und Frauen zur Waffe hatten greifen lassen, empfand das Leben neugeschenkt. — Dankbarkeit und Einsamkeit schlossen einen Freundesbund, der unvergänglich schien. Nun hallte öfters frohes Lachen durch die stillen Räume, und es war, als begänne auch für den Grafen ein neues — schöneres Leben. Die Tage — Ewigkeiten sonst — sie waren zum Nichts geworden, zum Augenblick. Mit Scherzen und Plaudern verging die Zeit. Oft griffen auch die Freunde zur Büchse und Sonja, die Hündin, sprang mit freudigem Gebelle den Jägern voraus.

So war Graf Alexandrowitsch fast erschrocken, als er eines Morgens die Fenster seines Zimmers öffnete und zum ersten Mal gewahrte, daß die Blätter der Bäume gelb zu werden begannen. Nur wenige Tage noch schien die warme Herbstsonne durch die lichtgewordenen Aeste und die ernsten Tannen waren dunkler geworden und düsterer. Und bald fingen die Tage an kürzer zu werden, und Boris mußte die dicken Holzscheite im Kamin anzünden, während die Freunde beim Schach saßen und der Sturm die welken Blätter ans Fenster peitschte.

Dann ging wohl Graf Alexandrowitsch zum Flügel und unter seinen blassen, schmalen Händen erklangen die Saiten des Instrumentes. Leise klagend durchbebte die Stimme des armen Krüppels die Räume. Uralte russische Lieder, in denen Sehnsucht schrie und leises Weinen klang. — Und oft — wenn der letzte Ton zitternd verklungen war, dann saßen die beiden Männer schweigend —, Stunden oft, in denen kein Laut die Stille unterbrach. Nur die Reste hastig gerauchter Zigaretten häuften sich in der bronzenen Schale.

Und ein Abend kam. Der Regen klatschte an die klirrenden Scheiben und knisternd verkohlte das Holz im Kamin. Der Graf hatte das Schachspiel vergessen und mit großen Augen starrte er in die Glut des Feuers. Da war es, daß Eugen aussprach, was beide seit Wochen im Herzen trugen und doch nicht auszusprechen gewagt hatten: die Sehnsucht nach einer F r a u.

Die Augen der Männer waren scheu geworden, und verstohlen formten die Hände die Bilder ihrer Sehnsucht. Die Nacht verging — müde erhoben sie sich von ihrem Lager. Aber sie mieden sich, denn es war ihnen, als hätten sie Unrechtes getan. Doch als der Abend kam, da saßen sie wieder um die Flammen des Kamins und schrien ihre Sehnsucht hinaus, schrien aus bedrängtem Herzen. — —

Und es kam ein Tag, da nahm Graf Alexei die Hand des jungen Freundes, und was seine Lippen nicht sprechen konnten, das sagte in deutlicher Sprache der Blick. — Als Eugen am Steuer des Automobils Platz nahm, hielt er ein Päckchen Banknoten in seiner Hand.

Mit brennenden Augen starrte der Graf dem Davonfahrenden nach . . . Die Minuten wurden Stunden, und die Stunden zu Ewigkeiten. Unrast war in den Gliedern des Einsamen; noch nie war ihm das Leben unerträglicher erschienen, als in diesen zwei Tagen, da der Freund fort war — das Glück zu suchen.

Und dann stand der Freund vor ihm, und eine kleine schlanke Frau schritt über den Teppich des Zimmers.

Sie merkten es nicht — die Menschen in dem einsamen Schlößchen droben auf dem Berge —, wie draußen die Schneeflocken schwer und dicht zu Boden wirbelten. Die Helle des Glücks war in dem Schlößchen eingekehrt — der schäumende Sekt perlte in den hohen Kelchen, und das glockenhelle Lachen der Frau jauchzte durch das Haus. Die Augen des Grafen strahlten in frischer Lebenslust und die traurigen russischen Lieder, sie waren vergessen und verhallt.

So schien das Glück dieser Menschen vollkommen zu sein — Wochen vergingen. Graf Alexei war ein junger Mensch geworden, und Anita hatte ihre Vergangenheit vergessen. — —

Nur Eugen war von Tag zu Tag stiller und verschlossener. Immer öfter kam es jetzt vor, daß er die Ski anschnallte und stundenlang die tiefverschneiten Wälder durchstreifte. Und leise, leise keimte Neid und Haß in seiner Brust. Neid und Haß, weil der andere, der Krüppel, glücklich war. — — Aber noch siegte die Dankbarkeit über diese Regungen, und wenn Eugen nach solchen Fahrten zu den Liebenden ins Zimmer trat, dann waren die häßlichen Gedanken längst vergessen.

Bis wieder so ein stiller, verträumter Abend kam. Eugen saß tief in seinem Sessel zurückgelehnt und rauchte nervös an seiner Zigarette. Anita lag, die entblößten Arme unter dem Kopf verschränkt, auf der Ottomane und starrte in das matte Licht der venezianischen Ampel. Lächelnd erhob sich Graf Alexei und den Schlüssel zum Weinkeller von dem Bordbrett nehmend, verließ er das Zimmer.

Mit einem Ruck war Eugen aufgefahren und nun stand er hinter der Frau. Das blonde Haar flimmerte vor seinen Augen, — zitternd näherten sich die beiden Lippenpaare — zuckende Hände irrten über den bebenden Leib des Weibes — als plötzlich mit lautem Knall ein Holzscheit im Kamine barst.

Erschrocken fuhren die beiden auseinander, als sich auch schon die Tür öffnete und der Graf, eine Flasche Wein unter dem Arm, ins Zimmer trat. Es wollte aber die rechte Stimmung nicht mehr aufkommen an jenem Abend, und bald suchte Eugen sein Schlafzimmer auf. Ruhelos wanderte er in dem Raum umher. Er konnte keine Ruhe finden, und vergebens versuchte er seiner Erregung Herr zu werden.

Und dann fiel ihm ein, wie seltsam ihn der Freund angesehen hatte, als er so unerwartet ins Zimmer getreten war.

*

Es ging auf Weihnachten zu.

Mit Eugen war eine seltsame Wandlung vor sich gegangen. Er war ernster geworden, sein Gesicht hatte einen lauernden Ausdruck bekommen. Meist kam er nicht mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten und ließ sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen. Auch zwischen den beiden Liebenden war es nicht mehr, wie es am Anfang gewesen war. Anita hatte Launen und ließ sie an dem Grafen häufig aus.

Draußen lag meterhoch der Schnee. Im Zimmer, hinter dem Flügel, stand schon einige Tage der schönste Tannenbaum, den Boris im Walde hatte finden können. Aber keine Weihnachtsfreude war im Hause. In drückendem Schweigen saßen sich die Menschen gegenüber und hingen ihren Gedanken nach.

Der Tag vor dem Feste war gekommen, als Graf Alexei Freund und Geliebte mit der Mitteilung überraschte, er habe sich durch Boris einen Schlitten besorgen lassen und werde selbst einmal ins Städtchen fahren, um die nötigen Einkäufe zu besorgen. Wehmütig lächelnd setzte er hinzu: „Es ist schon lange, lange her, daß ich zum letzten Male Weihnachten gefeiert habe — —!“

Eine Stunde später fuhr der Schlitten mit fröhlichem Geklingel dem Tale zu.

Wie gebannt saßen die beiden. Keiner sprach ein Wort. Leise nur tickte die Uhr an der Wand, summte der Samowar seine seltsame Melodie. Tief zog Eugen den Rauch seiner Zigarette ein.

„Dankbarkeit, Herrgott, Dankbarkeit — —!“ Aber das Blut brauste ihm in den Ohren und seine Pulse flogen — — und dort saß Anita und ihre Augen waren klein und glänzten in seltsamem Feuer. — —

Ein Schrei — — zwei Menschen hielten sich umschlungen. — Krachend flog die Türe auf. Mit bleichem Gesicht stand der Graf auf der Schwelle. Kein Muskel zuckte in dem totenblassen Antlitz, nur die Augen waren groß und drohend — langsam hob er die Hand — ein Blitz — ein gellender Knall — — und noch einmal bellte heiser die Waffe. — — ! — — Zwei Körper schlugen dumpf zu Boden. — — —

*

Boris hat, nachdem er seinen armen Herrn zu Grabe getragen, das Schlößchen verlassen und ist nach Rußland zurückgekehrt. Anita ist verschollen. — Die große Welt hat sie verschlungen, und niemand hat wieder von ihr gehört.

Von den Menschen vergessen, Haß gegen die Welt, Haß gegen sich selbst, lebt heute noch in dem einsamen Schloß Eugen Berger — als E r b e seines Freundes. —

Des Freundes, der sich so grausam an ihm gerächt — — die Kugel, die das Leben treffen sollte, zerschmetterte die Schulter und machte ihn zum Krüppel.

Ozeanflieger-Anekdoten.

Es war in einer lustigen Gesellschaft, in der von den Ozeanflügen die Rede war. Tristan Bernard meinte: „Für mich ist die Geschichte einfach. Ich habe meinen Trick dafür."

„Was für einen Trick?"

„Das verrate ich nur, wenn es in der Gesellschaft keinen Wissenschaftler gibt."

„Bestimmt nicht."

„Also, die Geschichte ist höchst einfach: Man steigt mit seinem Flugzeug 70 Kilometer hoch. Da ist die Schwerkraft der Erde aufgehoben. Dann wartet man, bis sich die Erde von Amerika bis nach Europa dreht. Man steigt wieder herunter — und der Ozean ist überquert."

*

Frau Generalin Y. hat einen Neffen, einen Flieger, der natürlich auch den Ehrgeiz hat, den Ozean zu überqueren.

Kürzlich, als sie den Vater dieses Neffen traf, erkundigte sie sich eingehend bei ihm, wie weit es denn nun mit dem Ozeanflug gediehen sei.

Der Vater berichtete, daß sein Sohn augenblicklich im Krankenhaus liege, weil er Gas eingeatmet habe.

„Gas eingeatmet?" fragte die alte Dame erstaunt. Dann aber ging ein Zug des Verständnisses über ihr Gesicht und sie fuhr fort: „Natürlich, ich verstehe, dann fliegt er besser!"

*

Der Ozeanflieger Charles Lindbergh gibt in seinem „Wir zwei" betitelten Buch, das er über sein Werden und seinen Flug geschrieben hat, ein nettes Scherzwort wieder, das die amerikanischen Armeeflieger geprägt haben. Es heißt: „Wenn du einen brauchst und hast keinen, wirst du niemals wieder einen brauchen!" Die Lösung: Der Fallschirm.

*

Buttgereit ist ein ausgesprochener, durch Humor gemildeter Pessimist. Er hätte nie gedacht, daß Köhl rüberkommen würde. Sein Freund Lütteknüll malt ihm aus, wie großartig die Ozeanflieger bei ihrer Ankunft in Neuyork empfangen werden und wie die Menschen dabei zu Hunderttausenden zusammenströmen würden.

Darauf gibt Buttgereit die folgende Lebensweisheit von sich: „Da kannst du mal wieder den Unterschied sehen. Wenn so ein feiner Herr wie Junkers was fliegen läßt, dann laufen die Leute zusammen, wenn aber ein gewöhnlicher Sterblicher so etwas tut, dann laufen sie auseinander."

*

Ein anderes Mal sprach Buttgereit, als er in den Lüften einen Flieger sah, die geflügelten Worte: „Ihr armen großen Vögel! Ihr fallt herunter, ohne daß man auf euch schießt."

Rußland und Oesterreich auf der Pressa.

Der feierliche Eröffnungsakt der Pressa ist vorüber. Zweihundert ausländische Diplomaten und tausend Journalisten aus aller Welt haben daran teilgenommen und schon dadurch bekundet, welche Bedeutung dieser interessanten Ausstellung der Weltpresse zukommt. Wie es bei allen modernen Ausstellungen zu sein pflegt, so ist es auch auf der Pressa; man wird eine Woche, einen Monat brauchen, um auch nur die wichtigsten Dinge in Augenschein genommen zu haben. Nur schluckweise, nur abteilungsweise kann man diese ungeheure Ausstellung genießen.

Ein Blick in die österreichische Abteilung läßt erkennen, daß dieses Land, das in Deutschland noch heute in journalistischer Beziehung vielfach als Vorbild gilt, es auch diesmal verstanden hat, in der Austropressa einen vorzüglichen Ueberblick über die Presse seines Landes zu schaffen. Das heutige Deutsch-Oesterreich war im Mittelalter und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts das Kernland der Habsburgischen Kaiser, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und stand als solches im Brennpunkt der europäischen Geistes- und politischen Geschichte, deren Vorgänge naturgemäß öffentlich betrachtet und auch früh „für alle" mit oder ohne Kommentare niedergeschrieben werden mußten, womit schon die Anfänge und Vorstufen einer Zeitung, wenn auch in schwach entwickelter Form, gegeben sind. 1493 erschien erstmal ein „an alle gerichtetes Blatt" mit der Schilderung des Begräbnisses Friedrich III. Die unperiodischen Veröffentlichungen vor allem während der Türkenkriege und des Dreißigjährigen Krieges gehen bald in periodische Zeitungen über. Eines der ältesten Exemplare aus dem Jahre 1683 ist auf der Ausstellung zu sehen. Oesterreichs bewegte Vergangenheit bedingte naturgemäß auch sehr lebhafte Zeitungen. Alle kulturellen Richtungen schufen sich Sprachrohre, die heute als die besten Quellen anzusehen sind. Wien hatte 1671 der damaligen Bevorzugung der italienischen Sprache gemäß eine italienische Zeitung. Die Romantiker, deren Hochburg Wien war, schufen sich Zeitungen genau wie die vorangangene Zeit der Aufklärung. Das Zeitalter Metternichs mit seiner strengen Zensurherrschaft, deren Auswirkung in manchen Proben auf der Ausstellung gezeigt wird, schraubte diese Entwicklung sehr zurück, bis das Jahr 1848 einen neuen Aufschwung brachte. Wien erhielt damals das erste moderne Tageblatt nach französischem Vorbild, die Presse. In die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt dann die interessante Entwicklung der katholischen und sozialdemokratischen Presse.

Fast alle österreichischen Zeitungen der Gegenwart sind auf der Ausstellung vertreten. Die Wiener Zeitungen, voran die alt ehrwürdige „Wiener Zeitung", zeigen neben ihrer Vergangenheit ihren gegenwärtigen Einfluß auf die Politik, Wirtschaft und Lokalgestaltung. Die Berglandpresse Tirols und der Salzburger Gegend ist ebenfalls in einer besonderen Gruppe vertreten.

Besonderem Interesse begegnet auf der Ausstellung die Abteilung der Union der sozialistischen Sowjetrepublik. Auch hier existiert eine historische Abteilung. Aber das Hauptinteresse der Besucher wird doch dem heutigen russischen Pressewesen gelten. Der Beschauer stellt zunächst mit Erstaunen fest, daß die Zahl der Zeitungen, die in Rußland trotz der streng durchgeführten Zensur, erscheinen, noch verhältnismäßig zahlreich ist. 560 Zeitungen und 1300 Zeitschriften besitzt die Sowjetrepublik. In der Abteilung der modernen Presse, die einen Ueberblick über das Verbreitungsnetz, die Auflagen und Vielseitigkeit der Sowjetpresse gibt, werden auf einem Laufband in 10 Grundarten eingeteilt, alle erscheinenden Zeitungen gezeigt, während ihre Verbreitungsbezirke nach Typen und Sprachen auf einer großen Landkarte durch Lichtzeichen veranschaulicht werden. Eine wirtschaftliche Unterabteilung zeigt den Kampf der Presse um die Planwirtschaft, die Industrialität und Elektrifizierung des Landes, wobei die Darstellung durch Modelle von Fabriken und Maschinen ergänzt und belebt wird. Auch die Mitarbeit der Presse bei der Umgestaltung des Dorfes wird in einer besonderen Gruppe gezeigt. Die Abteilung, die das gesellschaftliche Leben in der Sowjetrepublik behandelt, zeigt die Aktivierung der Massen durch die Presse, die Anteilnahme der Presse an den Wahlen, am Gewerkschaftswesen und der Selbstverwaltung.

Die Eigenart der Sowjetpresse kommt in der engen Zusammenarbeit von Zeitung und Leser zum Ausbruch. Die russischen Zeitungen haben sich in den Arbeiter- und Bauernkorrespondenten Mitarbeiter aus ihrem Leserkreis erzogen. Durch Einrichtung von Leserkonferenzen, durch Besuch der Redaktionen in Fabriken und Dörfern, durch Veranstaltung von Umfragen, sucht die Zeitung einen engen persönlichen Konnex mit ihren Lesern zu finden. Erstaunlich breiten Raum hat die Sowjetrepublik der Lösung der nationalen Fragen gewidmet. Die Eigen- und Verschiedenheit der Presse in der russischen, ukrainischen, weißrussischen, transkaukasischen, usbekistanischen und turkmenischen Republik wird ebenso wie ihr kulturelles und Wirtschaftsleben zur Darstellung gebracht.

Lustiges von Wahlversammlungen.

Eine Wahlkandidatin sprach über die Gleichberechtigung der Frau.

Da rief ein Herr aus dem Publikum dazwischen:

„Möchten Sie nicht ein richtiger Mann sein?"

Die Rednerin erwiderte ohne Besinnen:

„Ja, Sie nicht auch?"

*

„Meine Damen und Herren," kam der Redner zum Schluß seiner Ausführungen, „das, was ich Ihnen eben gesagt habe, sind die Ansichten eines ehrlichen Menschen. Wenn sie Ihnen jedoch nicht zusagen, bin ich gern bereit, sie zu ändern . . ."

*

Der Wahlkandidat ging am Tage vor seiner großen Rede in den Versammlungssaal, um zu probieren, ob seine Stimme den Saal ausfüllte.

Er rief dem Kellner, der am anderen Ende des Saales war, zu:

„Herr Ober, wollen Sie sich eine Mark verdienen? Verstehen Sie mich?"

„Jawohl," kam die Antwort, „ich würde Sie jedoch noch besser verstehen, wenn Sie mir zwei Mark gäben."

*

„Warum schicken Sie eigentlich Ihre Frau immerzu in Wahlversammlungen?"

„Damit sie mal sieht, wie furchtbar es ist, wenn man stundenlang zuhören muß, ohne etwas sagen zu können."

*

Der Redner hatte eine sehr bilderreiche Ausdrucksweise. Er verglich die glückliche Zukunft des Landes mit einem Berge, den er einmal in Palästina gesehen hätte.

„Dieser Berg war so steil, daß nicht einmal ein Esel hinaufklettern konnte. Deshalb ließ ich es sein . . ."

*

„Was? Für Sie soll ich stimmen?" fragte der Wähler. „Da stimme ich lieber für den Teufel selber!"

„Aber, mein Lieber," erwiderte seelenruhig der Kandidat, „Ihr Kandidat steht ja gar nicht auf der Liste!"

■ Fröhliche Ecke. ■

Wissensdurst. Der Lehrer hat die herrliche Geschichte von Wilhelm Tell erzählt. „Wer hat noch etwas zu fragen?" Und Otto meldet sich: „Durfte der kleine Junge hinterher den Apfel essen, Herr Lehrer?"

Heimgegeben. „Liebster, du sollst doch nicht vergessen: ohne mein Geld säßest du hier nicht so traulich an meiner Seite." — „Ganz recht, Schatz, aber du auch nicht!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.